

# Beiträge zur Geschichte der deutsch- englischen Literaturbeziehungen

Autor(en): **Schwarz, Ferd. H.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **7 (1910-1911)**

PDF erstellt am: **29.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-750454>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

andere neuere glauben es tun zu dürfen. Der Name eines Künstlers kann nicht von ein paar Einzelnen gemacht werden und setzt sich nur allmählich fest.

Ein solches Biegen und Verfälschen der Wahrheit wie neuerdings ist noch nie dagewesen in der Kunstgeschichte. Es handelt sich da nicht mehr um Wissenschaft, sondern um Sensationslust und geldmacherische Interessen. Von denjenigen, welche wirklich ein offenes Auge für Natur und Kunst haben, ist Meier-Gräfe niemals ernst genommen worden. Leider hat ein großer Teil der deutschen Nation seit Schiller und Goethe die Sehkraft eingebüßt, aber nicht nur blind, sondern charakterlos war es, wie diese gebildeten Deutschen so schnell von Böcklins Kunst zu derjenigen einiger französischer Impressionisten bekehrt waren, von denen ihnen diejenigen am meisten Eindruck machten, welche sich eines ehrlichen Naturalismus schämten, und durch allerlei Pinseltänzerereien freie Erfindung und Phantasie vorzutäuschen suchen.

Leid tut es einem auch, wenn man aus den Illustrationen des Van Gogh-Buches ersieht, wie eine Gruppe neuerer Maler diese formlosen Nudeleien und Faxen absichtlich nachahmt und übertreibt, trotzdem die gleichen Künstler das ihnen reichlich verliehene Formgefühl früher schon bewiesen haben.

Ohne ernstes Ringen kommt kein gutes Werk zustande. Je größer die Gaben eines Künstlers sind, desto mehr darf man auch von ihm verlangen, desto weniger leicht wird ihn aber auch sein Werk befriedigen. Unsere heutige Kunst kann nicht heiß genug nach Vollendung ringen, wenn sie im Urteil einer späteren Zeit neben der Kunst unserer Altvorderen ehrenhaft bestehen will.

BERN

ALBERT WELTI



## BEITRÄGE ZUR GESCHICHTE DER DEUTSCH- ENGLISCHEN LITERATURBEZIEHUNGEN

Wenn von dem Verhältnis der deutschen zur englischen Literatur die Rede ist, so pflegt man England als den gebenden, Deutschland als den empfangenden Teil zu betrachten. Viel emsiger war die Literarhistorik bemüht, Deutschlands Schuldkonto zu belasten als zu entlasten. Und doch sind auch von diesen Strömungen ausgegangen, Strömungen, die sich allerdings nicht immer sicher verfolgen lassen. Professor Tucker hat in

seinem vor drei Jahren erschienenen Buche „The Foreign Debt of English Literature“<sup>1)</sup> den verhältnismäßig geringen Anteil Deutschlands an dieser fremden Schuld festzustellen versucht. Dasselbe Thema greift der Anglist der Straßburger Universität, Professor Koepfel, auf in seiner bei Heitz in Straßburg als dünnes aber aufschlussreiches Heft herausgekommenen Rede zu Kaisers Geburtstag<sup>2)</sup>.

Nach Tucker lässt sich zur Bejahung der Frage nach dem literarischen Einfluss Deutschlands auf England nicht sonderlich viel Positives beibringen. Den Einfluss der Philosophie eines Leibniz, Kant, Hegel, Schelling, Fichte, Schopenhauer bestreitet er nicht, will ihn jedoch gewürdigt wissen in seiner vorwiegend nach der wissenschaftlichen und nicht nach der literarischen Seite hin geübten Wirkung. Wie stark diese Wirkung war, ist schwer zu sagen. Und Tucker unternimmt es nicht, sie im einzelnen nachzuweisen. Wie er auch das, was die englische Theologie einem Luther verdankt, als außerhalb der literarischen Gegenstände, Formen und Prinzipien liegend, nicht berücksichtigt. Die Auffassung englischer Geschichtsschreiber steht unter dem mächtigen Eindruck der Niebuhr, Ranke und Mommsen, während die ästhetische Kritik von Lessing und Winckelmann, die Literarkritik von den Brüdern Schlegel gelernt hat. Bei den durch das Reisen und das Lesen von Büchern erleichterten Wechselbeziehungen der Völker ist es unvermeidlich, dass lebenskräftige Ideen in dieser oder jener Gestalt von Land zu Land wandern. Eine positive literarische Schuld (im Sinne des Verfassers) lässt sich nur dann feststellen, wenn große Dichter schöpferischen Einflüssen — *formatives influences* — sich nicht zu entziehen vermögen. Und in diesem Betracht wird das, was Deutschland England geschenkt, durch den einen Shakespeare reichlich aufgewogen.

Im sechzehnten Jahrhundert finden deutsche Sagen, wie die vom Bischof Hatto und dem Pfeifer von Hameln den Weg nach England, lockt die Geschichte des Schwarzkünstlers Faust die Elisabethaner, lässt Marlowe mit seiner wuchtigen Fausttragödie einen großen Wurf gelingen und regt Greene zu seinem „Friar Bacon“ an; wird endlich Sebastian Brants „Narrenschiff“ von Barclay übersetzt und in einer Reihe ähnlicher satirischer Lehrgedichte nachgeahmt.

Die Gedanken von Popes „Essay on Man“ lassen sich durch Bolingbokes Prosa auf Leibnizens philosophische Schriften zurückführen. Doch sind Beispiele dieser Art vereinzelt und nicht von höchstem innerem Wert. Ein wirklich durchgreifender und stetiger Einfluss setzt für England mit dem Ausgang des achtzehnten und dem Beginn des neunzehnten Jahrhunderts ein mit Lessing und Goethe in Deutschland und von da mit Coleridge, Byron, Shelley und De Quincey in England. Auch Walter Scott verdient in diesem Zusammenhange Erwähnung, eröffnet er doch seine Schriftsteller-Laufbahn mit einer Übertragung des „Götz“. Von Carlyle ist bekannt, dass er nicht nur deutsche Gedanken in sich aufnahm, sondern ihnen auch in einem germanistisch gefärbten Englisch Ausdruck verlieh. Sonst ist der deutsche Einfluss auf den Inhalt, auf die Ideen beschränkt geblieben; es war ihm versagt, ähnlich wie dem französischen und italienischen, auch die Form und den Ton der englischen Poesie oder Prosa zu bestimmen.

---

1) London, Bell and Sons.

2) Deutsche Strömungen in der englischen Literatur.

Von einer viel weniger ängstlichen Definition der Begriffe „Literatur“ und „literarisch“ ausgehend, wertet Koepfel das, was das englische dem deutschen Schrifttum verdankt. Wobei er in dem Bestreben, Englands Anleihen ins Licht zu setzen, Dinge heranzieht, die mit „Literatur“ wenig oder nichts gemein haben. Oder soll etwa der Umstand, dass Shakespeare im „Kaufmann von Venedig“ als Freier der Portia zwei deutsche Fürsten auftreten (und durchfallen) lässt, soll Henry Glaphornes fünf Jahre nach Wallensteins Tod gedruckte Schauertragödie „Albertus Wallenstein“, sollen die im achtzehnten Jahrhundert von britischen Lohnschreibern mit mehr Eifer als Geschmack angefertigten Übersetzungen deutscher Schriftwerke die literarische Abhängigkeit Englands von Deutschland beweisen? Ich glaube kaum. Durchaus einleuchtend ist die Darstellung, die der Verfasser von Kotzebues Einfluss gibt, der eine Zeitlang die tief gesunkene englische Bühne beherrschte und mit dessen „Spaniern in Peru“ in der Bearbeitung Sheridans die Begeisterung einen Höhepunkt erreichte, auf den nur zu bald ein starker Rückschlag folgte. Auf Goethe und Schiller liegt, ihrer Bedeutung gemäß, der Akzent. Das Schauspiel eines Triumphzuges bietet ihr Einzug in die englische Welt keineswegs. Allerdings nicht, wenn man sich die Aufnahme Shakespeares in Deutschland vergegenwärtigt. Man lese etwa die Stimmen englischer Zeitschriften aus den neunziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts und auch noch später gegen die England drohende Verseuchung durch deutsche Schriften<sup>1)</sup>, und man wird begreifen, dass selbst unsere Großen lange auf Anerkennung warten mussten.

Ihr Bekanntwerden auf englischem Boden ist an Carlyles Namen geknüpft. Ihm ist fast ein Drittel von Koepfels Studie gewidmet. Ob mit Recht? Es lohnt sich, dem hier Gesagten die Ausführungen des Czernowitzer Literaturhistorikers Leon Kellner<sup>2)</sup> entgegenzuhalten. Bei Kellner erscheint der Schotte bei weitem nicht als der um die Einführung der deutschen Literatur in England so verdiente Mittelsmann, als den ihn Koepfel preist und andere vor ihm gepriesen haben. Schonungslos wird das Verhältnis Carlyles zu Goethe aufgedeckt, den er wie einen Gott anbetet; wird ihm der Ruhm, der Statthalter Goethes in England zu sein, streitig gemacht und ihm vorgeworfen, dem Verständnis und der Wertschätzung Goethes großen Schaden zugefügt zu haben. Dass man von Carlyles Verständnis für deutsche Literatur und deutschen Geist zu viel Aufhebens gemacht hat, unterliegt keinem Zweifel. Und dass ob seinem Verdienst um deren Einbürgerung in England die nicht minder anerkennenswerten, wenn auch weniger einseitigen und rücksichtslosen Bemühungen anderer (besonders William Taylors von Norwich) vergessen wurden, wird sich aus Kellners Darlegung auch dem ergeben haben, der nicht in der Lage ist, Einzelheiten nachzuprüfen. Wenn Koepfel die „sträfliche Kürze und Ungenauigkeit“ bemängelt, womit Edmund Gosse Carlyles „langjähriges, intensives Wirken für die deutsche Literatur“ abtut, so hat er von seinem Standpunkt recht. Fraglich ist nur, ob diese Unterlassungssünde es rechtfertigt, dem in der ästhetischen Literaturbetrachtung unübertroffenen Kritiker, als der Edmund Gosse von vielen von uns verehrt wird, Gleichgültigkeit vorzuwerfen gegen das, was dem Schrifttum seines Landes wirklich Bleibendes, Reifes und künstlerisch Vollendetes aus dem deutschen zugeflossen ist.

<sup>1)</sup> In Thomas Reas Schiller's Dramas and Poems in England. London 1906.

<sup>2)</sup> Die englische Literatur im Zeitalter der Königin Viktoria. Leipzig 1909.

Was der Koeppelschen Schrift erhöhten Wert verleiht, sind die zahlreichen Literaturnachweise. Durch sie wird der Wissbegierige instand gesetzt, manches, was der Vortragende bei dem weitgesteckten Ziel und der beschränkten Zeit nur andeuten konnte, durch eigenes Studium zu vertiefen. Sie lassen das Material leicht überblicken, das für die immer noch ausstehende Gesamtdarstellung der literarischen Wechselbeziehungen zwischen den beiden Ländern brauchbare Bausteine abgeben müßte.

Zum Schlusse sei als Beitrag zur Würdigung Carlyles auf die Monographie des Amerikaners Frederick William Roe hingewiesen<sup>1)</sup>. Wenn schon das Kapitel „Carlyle's Place in the Introduction of German Literature into England“ wenig neues Licht wirft auf die von Leon Kellner so allseitig und temperamentvoll erörterte Frage (in der das letzte Wort vielleicht noch nicht gesprochen ist), so verdient Roes Studie immerhin Beachtung: einmal als Versuch, Carlyles Persönlichkeit von einem andern als dem sonst üblichen Gesichtspunkt zu beurteilen und dann als Beitrag zur Geschichte der Literarkritik in England.

FRAUENFELD

Dr. FERD. H. SCHWARZ



## ZEITGENOSSEN<sup>2)</sup>

Josef Hofmiller, der bekannte und hochgeschätzte Kritiker der Süddeutschen Monatshefte, veröffentlicht eine Sammlung von Essays, in welchen er in freizügiger, an Treffern reicher, prägnanter Sprache sein Urteil über die umstrittensten Persönlichkeiten der modernen deutschen Literatur abgibt.

*Hauptmann* wird zuerst behandelt. Hofmiller hat wohl das schonungsloseste Wort, das die Kritik für den Dichter der „Weber“ hat, gesprochen, blinde Überschätzung mit greller Aufklärung bedienend. Man konnte ja bis zu den Selbstgerichten der letzten Werke über den von seinen Anhängern Hochgetragenen nur angreifend oder verteidigend sprechen. Hofmiller greift an, den jüngern Hauptmann als Dramatiker, den spätern in seiner Künstlerschaft überhaupt. Er greift an, nicht um zu vernichten, sondern um anzustacheln, weil er „trotz alledem noch“ auf strenge und ernste Künstlertaten des Vielumkämpften hofft. Den Blick auf hohe Vorbilder gerichtet, geht er in seiner Kritik beweiskräftig zu Werk, nüchtern, ironisch scheinbar, doch innerlich glühend für eine künstlerische Überzeugung. In den Essays früheren Datums richten sich seine Aussetzungen gegen spezifische Mängel der Hauptmannschen Dramatik, gegen Novellenhaftes, Schwächen der psychologischen Struktur, Unselbständigkeiten in der Erfindung, Uneigenes und Unkräftiges in Komposition und Sprache. In den späteren Essays verurteilt er Hauptmanns Haltung als Künstler überhaupt, seine Kritiklosigkeit, das jährliche Herausgeben innerlich unfertiger, nachlässig gearbeiteter Werke. Aber mutig vorwärts weisend schließt der Verfasser mit den Worten: „Er trete heraus aus dem Wall von Weihrauch und fange wieder an solid zu arbeiten! Er lerne stillehalten und warten, bis das Werk, gesund und ganz, ihm schimmernd vor der Seele steht; warten auf die vielen, vielen Stunden

<sup>1)</sup> Thomas Carlyle as a Critic of Literature. New York. The Macmillan Company 1910.

<sup>2)</sup> *Zeitgenossen*. Von Josef Hofmiller, München 1910. Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H.